

formen und Lebensoptionen zu suchen, die die solidarische Reich-Gottes-Praxis Jesu deutlich zum Ausdruck bringen.“ (9)

Bamberg/Linz

Hanjo Sauer

◆ Rexroth, Frank: Fröhliche Scholastik. Die Wissenschaftsrevolution des Mittelalters (Historische Bibliothek der Gerda Henkel Stiftung). C.H. Beck Verlag, München 2019. (505, 8farb. Abb., 6 Karten, Schutzumschlag, Lesebändchen) Geb. Euro 29,95 (D) / Euro 30,80 (A) / CHF 30,53. ISBN 978-3-406-72521-0.

Die grundlegende These des Verfassers findet sich bereits in dem präzise gefassten Untertitel: Ab der Mitte des 11. Jahrhunderts setzt in Europa eine Entwicklung ein, die nach 1200 mit innerer Konsequenz zu den europäischen Universitäten führt. Diese erste, „recht ungebändigte“ Phase (20) ist charakterisiert durch charismatische Lehrerpersönlichkeiten und die Intimität eines sehr engen Lehrer-Schüler-Verhältnisses. Im Gegensatz zu dieser für die Entwicklung der Wissenschaft höchst bedeutsamen frühen Phase, die der Verfasser „fröhliche Scholastik“ nennt, wird mit der Ankunft der Organisationsform Universität eine stabile Struktur geschaffen, die „für die Verstetigung des wissenschaftlichen Wissens“ (20) unverzichtbar ist. Damit fällt auf die Epoche des Mittelalters hinsichtlich ihrer innovativen Kräfte ein neues Licht. Noch Jakob Burckhardt sprach vom Mittelalter als einer kulturgeschichtlichen Ära, die gekennzeichnet ist „von Glauben, Kindesbefangenheit und Wahn“ (26). Erst die italienische Renaissance hätte zu einem Paradigmenwechsel geführt. Unbestreitbar gab es in breitem Ausmaß magische Vorstellungen, auch bei den Bildungseliten. So meint ein Mönch aus Arras im 11. Jh., dass ihm für jeden Buchstaben, den er in mühevoller Arbeit schreibe, eine Sünde vergeben werde. (35) Doch gleichzeitig überrascht die Aussage des Reformpapstes Gregors VII., dass Christus mit seinem Wort, er sei „die Wahrheit und das Leben“ eben nicht gemeint habe, er sei „die Gewohnheit“ (35). Leben und Lernen im früheren Mittelalter charakterisiert der Verfasser als „Schule der Loyalität“ (43) und führt aus: „Die Lehrer lebten ‚fast schon in einer Art Symbiose mit den Kindern‘, begleiteten diese tags und nachts ‚wie ein Schatten‘“ (54). Liebe „wurde

mit den intimen Praktiken des Küssens und des Schlagens zum Ausdruck gebracht“ (65). Die Schule erschien in der Ära der Kirchenreform „als utopischer Ort“ (79). Sie war geprägt von Freiheit und Enthusiasmus. Indem die geistige Beschäftigung weitgehend handlungsentlastet war, wurden die entscheidenden Bedingungen zur Entwicklung einer wissenschaftlichen Theoriebildung geschaffen. Die Wissenschaft wird autopoietisch, d. h. sie produziert die Elemente, deren sie bedarf, aus sich selbst. (130) Freilich werden auch die Gefahren dieser Entwicklung nicht ausgeblendet. Besonders die Tätigkeit der Logiker konnte auch dazu tendieren, unangenehme Eigenschaften zu befördern: „Selbstbezüglichkeit, szientistische Enge, Arroganz, Streitlust, Fraktionalismus“ (93). Die Formen der Vergemeinschaftung, die sich bereits seit dem 6. Jh. nachweisen lassen, belegt der Verfasser durch ein breites Wortfeld, mit dem sich eine Gruppe sprachlich vertortet: „collegium, consortium, societas und opus“ (101). Die soziale Gemeinschaft wird zur Bedingung der Möglichkeit einer Annäherung an die Wahrheit. Für klerikale Laufbahnen lässt sich ein neues Muster finden: sich dem Studium zu widmen „mit dem Ziel, das höhere wissenschaftliche Wissen zu bereichern und zu verbessern“ (122). Von entscheidender Bedeutung für die Entwicklung der Wissenschaft war die Abkoppelung des Irrtums von der Moral. Peter Abaelard (1079–1142) setzte in seinem Werk „Sic et non“ Irrtum nicht mit Lüge und Sünde in eins. Damit begannen sich bereits im 11. Jh. wissenschaftliche Fragen und Arbeitsweisen vom Bereich der Moral zu emanzipieren. Die äußerste Anstrengung zur Suche nach der Wahrheit wird zum Leitideal wissenschaftlichen Arbeitens: „Zweifeln kommt wir nämlich zum Fragen; durch das Fragen aber erfahren wir die Wahrheit“ (183). Abaelard wurde zum Star des Lehrbetriebs. „Witz, Humor, Brillanz, Schlagfertigkeit und [...] eine ausgeprägte Neigung zur Polemik“ zeichneten ihn aus. (156) Mit der Ausdifferenzierung der Bereiche des Lebens und Denkens geraten die Kanzel der Lehre an der Universität und die Kanzel der Predigt in Distanz zueinander. Die Reflexion des Glaubens emanzipiert sich von der Verkündigung. So beginnt im 12. Jahrhundert ein „Kampf der Giganten“, verkörpert durch Abaelard auf der einen und Bernhard von Clairvaux auf der anderen Seite. Wissenschaft und Glaube treten in ein folgenschweres

Spannungsgefüge. Die autoritative Regelung durch kirchliche Instanzen überbrückten diese Spannungen nicht, sondern verschärften sie noch. Abaelard musste seine Theologia „Summi boni“ aufgrund der Verurteilung durch die Synode von Soissons eigenhändig den Flammen übergeben. Bernhard von Clairvaux macht in seinen Predigten den Lehrbetrieb in Paris zur Brutstätte der Sünde: „Flieht aus der Mitte Babylons! Flieht und rettet eure Seelen!“ (243) Mit besonderer Sorgfalt wird vom Verfasser der Sehnsuchtsort wissenschaftlichen Denkens im Europa des 12. Jahrhunderts beschrieben, nämlich Paris. Er konstatiert, dass sich bereits zu dieser Zeit nicht nur zwei, sondern bereits drei Bildungsdiskurse herausgebildet haben: der monastische, der scholastische und der humanistische. (265) Was Paris als Studienort für die Philosophie und Theologie war, wird Bologna für die Juristen. Die Zusammenfassung der örtlichen Schulen „zur universitas magistrorum et scholarium“ (315) legt den Grundstein zur Herausbildung der Universität, deren Modell sich von Paris, Bologna und Oxford aus über ganz Europa verbreitet. Das Bildungsideal, das noch Papst Innozenz III. für die Universität vorschwebt („Der Magister ‚bricht den Kindern, die darum bitten‘ das Brot und labt die hungrigen Seelen mit der Speise des Gotteswortes“, 322), wirkt seltsam anachronistisch und weit abgehoben vom Selbstverständnis der Lehrenden und Lernenden. Längst haben die Universitäten ein neues Selbstbewusstsein entwickelt und werden zum Brennpunkt gesellschaftlicher Innovation. Die Studie, die der Verfasser vorlegt, ist ebenso gescheit wie durch eine glänzende Darstellung (auch mit farbigen Bildtafeln) einladend, sich mit der Wissenschaftsrevolution des Mittelalters zu befassen, ohne die es nie ein modernes Europa gegeben hätte.

Bamberg / Linz

Hanjo Sauer

LITURGIEWISSENSCHAFT

◆ Jager, Cornelia: Gottesdienst ohne Stufen. Ort der Begegnung für Menschen mit und ohne geistige Behinderung (Behinderung – Theologie – Kirche 11). W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2018. (367) Pb. Euro 39,00 (D) / Euro 40,10 (A) / CHF 46,80. ISBN 978-3-17-034469-3.

Das Buch von Cornelia Jager ist 2017 als Dissertation von der Kirchlichen Hochschule Wuppertal/Bethel angenommen worden. Für die Veröffentlichung in der Buchreihe „Behinderung – Theologie – Kirche“ ist sie erheblich gekürzt worden. Die Arbeit ist für die Autorin von einer Vision getragen, für die sie ihre Leserinnen und Leser wirbt, nämlich: „Der Vision einer Kirche, in der wahre Begegnung stattfindet: Begegnung zwischen ganz unterschiedlichen Menschen mit ihren je eigenen Fähigkeiten und Begrenzungen, in dieser Arbeit exemplarisch dargestellt anhand von Menschen mit und ohne geistige Behinderung, und Begegnung dieser bunten Gemeinschaft mit Gott.“ (13)

Gleich zu Beginn ihrer Arbeit erläutert die Autorin den Haupttitel des Buches „Gottesdienst ohne Stufen“ und nimmt in sechsfacher Weise eine Eingrenzung ihrer Arbeit vor. Die anvisierte Stufenlosigkeit bezieht sich in Jagers Buch sowohl auf die räumlichen Gegebenheiten des Gottesdienstes als auch auf die Gottesdienstgestaltung und die Einstellung der Gottesdienstfeiernenden zueinander. Ziel ist, auf der Basis der Gleichstellung aller Menschen, jedem und jeder Gottesdienstbesuchenden volle Teilhabe und gleichberechtigte Mitwirkung am Gottesdienst zu ermöglichen. (14)

Im ersten Kapitel (15–24) geht die Autorin dem Begriff der Behinderung nach. Welche Geschichte hat dieser Begriff und wie setzt er sich vom Begriff der Krankheit ab. Ganz klar tritt sie für einen inklusiven Gesundheitsbegriff ein, welcher eine generelle Einteilung von Menschen in Gesunde, Behinderte und Kranke mehr als fragwürdig erachtet. „Die Desillusion im Hinblick auf das Erreichen einer vollkommenen Gesundheit und die Anerkennung der Relativität von Gesundheit fördern die Akzeptanz von Störungen und Begrenzungen im Leben von Menschen.“ (17)

Im zweiten Kapitel (25–39) reflektiert Jager das Dasein des Menschen aus drei verschiedenen Perspektiven: Der Mensch aus technologisch-naturwissenschaftlicher Perspektive, der Mensch aus utilitaristischer Perspektive, der Mensch aus christlicher Perspektive. (25–35) Nach einer Beurteilung der dargestellten Menschenbilder plädiert sie in einem Ausblick u. a. dafür, „die Thematik der Behinderung nicht nur im Rahmen der Diakonie, sondern in allen ihren theologischen Disziplinen“ zu reflektieren. (38)